

A close-up photograph of a man with short brown hair, smiling warmly at the camera. He is wearing a long-sleeved, button-down shirt with horizontal stripes in shades of red, blue, and white. In front of him, he is holding a stack of approximately 20-30 white papers or documents. Below the stack, a bright orange book or folder is visible, featuring the word "karte" in large, white, sans-serif capital letters, and the letters "be" in a smaller, white, lowercase font at the bottom. The man's hands are resting on the surface in front of him, and a silver-toned wristwatch is visible on his left wrist.

karte

be

Bastian Sick

„Im Grunde schreibe ich Lach- und Sachgeschichten für Erwachsene.“

16.06.2005, Bielefeld. Bastian Sick wählt seine Worte mit Bedacht. Er spricht beinahe druckreif und hört aufmerksam zu. Auch den beiden Damen im Fahrstuhl, deren Unterhaltung uns auf dem Weg zum Fototermin begleitet. Sick analysiert ohne jeden Spott, welchem Muster ihre Ausdrucksweise wohl gefolgt sein mag.

Herr Sick, nachdem Ihr Buch über die deutsche Sprache „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ ein sensationeller Erfolg wurde, ist nicht nur ein zweiter Teil erschienen, sondern sogar eine Verfilmung geplant. Wie darf man sich eine Sachbuchverfilmung vorstellen?

Bastian Sick: Als das erste Mal ein Regisseur mit der Frage an mich herangetreten ist, ob ich mir vorstellen könnte, meine Kolumnen fürs Fernsehen zu verfilmen, habe ich ihn auch sehr erstaunt angesehen. Ich war dann aber ganz begeistert von dem Konzept, das er mir ausmalte. Viele meiner Geschichten sind ja schon szenisch aufgebaut, sie enthalten Dialoge und Alltagssituationen – auf der Straße, im Supermarkt, im Restaurant, im Büro. Das ließe sich tatsächlich mit Schauspielern so filmen. Und dann kann man andere Bilder einblenden, Beispiele aus Zeitungen und Zeitschriften, und zu einer Auflösung gelangen. Schauen Sie sich Sendungen wie „Die Sendung mit der Maus“ an: Das ist auch nichts anderes als verfilmte Sachthematik. Im Grunde ist das genau das, was ich schreibe: Lach- und Sachgeschichten für Erwachsene.

In der Titelgeschichte Ihres ersten Buchs feiern Sie Udo Jürgens. Wie kommt's?

Ich bin ein großer Fan. Und zwar schon seit frühesten Kindheit. Udo Jürgens hat in seinen Liedern eine wunderbare Sprache. Er ist ein hervorragender Komponist und Entertainer, und er hat einen Stab von Textern, die eine sehr schöne Liebeslyrik für ihn schreiben. Das hat mein Sprachempfinden stark beeinflusst. Beim bewussten Hinhören merkt man, wie schön sich Deutsch anhören kann: in gesungener Form von Udo Jürgens.

Schon als Kind haben Sie gerne Kinofilme mit Cary Grant gesehen, weil Sie dessen Synchronsprache toll fanden. Schauen Sie heute noch Filmschauspielern auf den Mund?

Ich bin ein leidenschaftlicher Befürworter des deutschen Synchronsystems. Es ist nach meinem Ermessens das beste auf der Welt. Denn da wird ein genialer Schauspieler mit einem kongenialen deutschen Sprecher zusammengefügt, und somit wird das Kunstprodukt veredelt. In den 50er und 60er Jahren sind sämtliche amerikanischen Spielfilme auf eine wunderbare Weise synchronisiert worden. Die Stimmen hatten unwahrscheinlich viel Ausstrahlung. Und der Synchronsprecher von Cary Grant zum Beispiel hatte ein formvollendetes und gleichzeitig lässiges Deutsch. Diese Kombination hat mich fasziniert, dass ganz alltägliche Dialoge in einem gestochenen Deutsch daherkamen. Das ist heute oft nicht mehr möglich, weil sehr viel in sehr kurzer Zeit synchronisiert wird, gerade bei Serien. Da schleicht sich die eine oder andere Nachlässigkeit ein. Auch im synchronisierten Fernsehen wird hinter ‚wegen‘ nicht mehr immer der Genitiv gebraucht, sondern häufig auch schon der Dativ.

Der Genitiv scheint Ihnen ein echtes Anliegen zu sein. Schließlich haben Sie Ihr Buch nach ihm benannt. Ja, mir tut es weh, wenn man ‚wegen dem Wetter‘ statt ‚wegen des Wetters‘ sagt. Aber ich akzeptiere selbstverständlich, dass es anderswo anders gehandhabt wird. Gerade in Süddeutschland ist der Dativ hinter ‚wegen‘ stark verbreitet.

Was empfinden Sie, wenn Sie mit jemandem reden, der nicht nur aus dem Genitiv Hackfleisch macht?
Das ist nicht schlimm. Im Gegenteil: Jede neue Bekanntschaft oder jede neue Erfahrung ist für mich erst einmal interessant. Das ist eine Bereicherung, ich kann viel Neues erfahren. Auch wenn jemand in einem ausgeprägten Dialekt spricht, ist das für mich ein ergiebiges Studienobjekt, wenn Sie so wollen. Ich merke dann: Aha, an der Stelle braucht er den und den Artikel, das hätte ich jetzt gar nicht erwartet. Es

Zur Person

Bastian Sick ist kein Germanist. Der am 17.07.1965 in Lübeck geborene Autor studierte Geschichte und Französisch und arbeitete als Übersetzer, Lektor und Dokumentarjournalist. Ab 1999 begann er als Schlussredakteur der ‚Spiegel Online‘-Redaktion, seinen Kollegen Memos mit Hinweisen und Beispielen zu schicken. Daraus entstand 2003 die ‚Zwielbelfisch‘-Kolumne, deren gesammelte Beiträge Ende 2004 unter dem Titel „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ als Taschenbuch erschienen sind. Das Ehrenmitglied des Vereins Deutsche Sprache spielt selbstverständlich gern Scrabble, veranstaltet aber auch Canasta-Runden.



„Mir tut es weh, wenn man ‚wegen dem Wetter‘ statt ‚wegen des Wetters‘ sagt. Aber ich akzeptiere selbstverständlich, dass es anderswo anders gehandhabt wird.“

ist ja in Deutschland gar nicht alles so einheitlich und genormt, wie es im Duden steht. Die Hochsprache ist eine hauchdünne Schicht, und darunter sind die Dialekte, die die eigentliche Sprachkultur ausmachen. Man geht davon aus, dass das Wort ‚Radio‘ sächlich ist und ‚Butter‘ weiblich, und doch finden sich Regionen in Deutschland, in denen es ‚der Radio‘ und ‚der Butter‘ heißt. Da stutzt man und muss sich eines Anderen belehren lassen. Nicht unbedingt eines Besseren, aber eines Anderen.

Eine geografische Entschuldigung lassen Sie also gelten. Wie ist es denn mit einem Menschen, der aus derselben Gegend kommt wie Sie und eine stillose und vielleicht auch grammatisch falsche Sprache spricht?

Es gibt natürlich verschiedene Bildungsniveaus – unterschiedliche Schulabschlüsse und damit auch unterschiedliche Eloquenz. Wenn ich mich mit einem Maurer unterhalte, erwarte ich nicht, dass der sich auf die gleiche Weise ausdrückt, wie ich es von einem Akademiker erwarten kann. Das ist auch gar nicht nötig. Tatsächlich ereifern kann ich mich beim Journalismus. Denn das sind Menschen, die die Sprache zu ihrem Beruf gemacht haben, selbsterklärte Profis, für die Deutsch das tägliche Handwerkszeug

ist. Wenn die mit der Sprache nachlässig umgehen – vielen ist das nämlich auf gut deutsch scheißegal – finde ich das wirklich schockierend.

Auf deren Umgang mit Sprache zu achten, war Ihre Aufgabe als Schlussredakteur – damit waren Sie sozusagen der Klugscheißer vom Dienst. Macht es einsam, wenn man den Kollegen immer wieder vor die Nase hält, was sie falsch gemacht haben?

Viele Sachen sind so eingeschliffen, über die macht sich ein Redakteur keine Gedanken mehr. Und wenn dann jemand kommt und sagt: „Hey, ist dir eigentlich schon einmal klar geworden, dass ‚Streit um etwas‘ etwas anderes ist als ‚Streit über etwas‘? Dass es da zwei Möglichkeiten mit einem Bedeutungsunterschied gibt?“ Dann wird ein Prozess des Nachdenkens angestoßen. Die Memos, die ich innerhalb der Redaktion verschickt habe, waren immer sehr unterhaltsam abgefasst. Ich wollte nicht als der Oberlehrer der Redaktion gelten, sondern ein Kollege sein, der hilft und unterstützt.

Wo ziehen Sie die Grenze zwischen Empfehlung und Belehrung?

Das muss im Grunde jeder selbst beurteilen. Mancher fühlt sich beim Lesen meiner Texte möglicher-

weise tatsächlich belehrt. Aber sehr viele fühlen sich nur auf interessante Weise unterhalten. Meine Hauptintention ist einfach nur, das Bewusstsein für die Sprache zu schärfen; meine Herangehensweise an das Thema ist eher spielerisch. Und genau darin liegt, glaube ich, auch eine Erklärung für den überraschenden Erfolg meiner Kolumnen und des Buches. Oberlehrer gibt es genug in Deutschland.

Können Sie sich erklären, warum zum Beispiel Ihre Geschichte über falsch gesetzte Apostrophe auch emotional wirkt?

Dieses Gefühl hängt mit der eigenen Bildung zusammen, mit der Sozialisation, mit den Erfahrungen aus der Schule. Wie man es gelernt hat, empfindet man es als richtig, und alles, was dagegen verstößt, empfindet man als sonderbar, wenn nicht gar erschreckend. Weil es ein Angriff auf das eigene Wissen ist. Immer wenn man mit dem Anderen konfrontiert ist, ist man auf eine gewisse Weise gezwungen, seine eigene Person infrage zu stellen. So ist es eben auch mit sprachlichen Besonderheiten. Wenn man auf eine solche stößt, ist man gezwungen, sein eigenes Wissen infrage zu stellen. Viele lehnen das ab und sagen: Furchtbar! Das ist ja falsch! Da sträuben sich mir die Nackenhaare!

Und wie geht es Ihnen dabei?

Ich stelle fest: Es gibt oft mehr als nur eine Möglichkeit. Um Ihnen ein Beispiel zu nennen: Im Norden lernt man, dass Verben wie ‚setzen, stellen, legen‘ mit ‚haben‘ konjugiert werden. Also: Ich habe gesessen, ich habe gestanden, ich habe gelegen. Im Süden hingegen sagt man: Ich bin gestanden, ich bin ge-

sessen, ich bin gelegen. Und wenn man das in der einen Form gelernt hat, zuckt man erst einmal zusammen, wenn man es zum ersten Mal in dieser anderen Form hört. Aber wenn Sie im Duden nachschlagen, werden Sie das auch finden. Da ist dann ein Sternchen, an dem steht: „In Süddeutschland und Österreich auch: bin gestanden.“ Das wird als offizielle Variante von den Wörterbüchern dokumentiert. Und das gilt für ganz viele Fälle. Je tiefer ich in die deutsche Sprache eindringe, in ihre Strukturen und in ihre Besonderheiten in den Dialekten, desto liberaler und toleranter werde ich. Denn man muss einfach erkennen: Vieles, was man selbst gelernt hat, von dem man glaubt, dass es richtig ist, ist oft nicht der Weisheit letzter Schluss.

Warum ist es gerade jetzt an der Zeit, sich mit Sprache auseinander zu setzen?

Meine Leser sind Menschen, die sich eigentlich immer schon mit Sprache auseinander gesetzt haben. Viele führen als Negativbeispiel das Fernsehen an: Da gibt es eine ganze Reihe von Sendungen, in denen sich Menschen von der Straße in sehr bedenklichem Deutsch unterhalten. Gerichtssendungen, Nachmittagstalkshows mit gestellten Fällen, Sendungen wie „Big Brother“, wo sich Menschen eben nicht nur beim Duschen filmen lassen, sondern auch bei ihren ganz banalen, belanglosen Unterhaltungen. Das ist natürlich ein schlechtes Vorbild, gerade weil der Fernsehkonsum stark zugenommen hat. Ich bin in den 70er Jahren aufgewachsen und habe da meine Fernseherfahrungen gesammelt. Aber wohl dosiert, sehr genau proportioniert.



❶ Synchron gesprochen
Cary Grant wurde von verschiedenen deutschen Sprechern synchronisiert. Den Löwenanteil mit zehn Filmen hatte Curt Ackermann (1905-1988), der dem Gentleman-Darsteller etwa bei „Charade“ und „Über den Dächern von Nizza“ seine Stimme lieh. Zudem betätigte sich Ackermann als Synchronautor und schrieb beispielsweise die deutschen Dialoge zu „Frühstück bei Tiffany“.

„Produktindustrie und Werbung verpassen allem ein englisches ‚Label‘, um es dadurch interessanter und moderner zu machen. Man hat aber inzwischen herausgefunden, dass das nicht immer die Wirkung hat, die man sich davon versprochen hat.“

Den Erfolg des Buches haben Sie unter anderem auf die Sehnsucht nach Kultur zurückgeführt. Was meinen Sie damit?

Diese Sehnsucht bezieht sich vielleicht wieder auf die elaborierte Fernsehkultur, die wir in den 70er Jahren hatten. Wo sich über jede einzelne Sendung genaue Gedanken gemacht wurden: Können wir das so sagen, dürfen wir das so zeigen? Heute kann jeder im Fernsehen Begriffe aus der Fäkalsprache benutzen, und wenn es in den Sexualbereich geht, wird nachträglich ein Piep drübergelegt. Aber das ist dann auch schon alles. Es wird gar nicht mehr von Vornherein verhindert, dass so etwas geschieht. Es soll im Gegenteil sogar erreicht werden, man will auf diese Weise provozieren oder vermeintliche Authentizität beweisen. Und diese Sehnsucht nach Kultur ist einfach der Wunsch, mal wieder eine Sendung zu sehen, in der sich Menschen auf gepflegte Art und Weise unterhalten. Die gibt es ja durchaus, zu später Stunde in den dritten Programmen. Aber was die meisten schauen, hat oft das bedenklichste Niveau.

Das kann man auch als Abbild einer gesellschaftlichen Problematik interpretieren. Welche sprachlichen Beispiele sehen Sie als Spiegel aktueller Entwicklungen in unserer Gesellschaft?

Ein Beispiel dafür sind die Anglizismen. Die findet man nicht unbedingt in diesen Sendungen, aber bei sehr vielen Menschen im Geschäftswesen, in der Computerbranche, im Bankenbereich, auf der Managementebene. Produktindustrie und Werbung verpassen allem ein englisches ‚Label‘, um es dadurch interessanter, moderner, ansprechender zu machen. Seine Sprache mit englischen Vokabeln zu spicken, ist für unsere Zeit charakteristisch. Man hat aber inzwischen herausgefunden, dass das gar nicht immer die Wirkung hat, die man sich davon versprochen hat. Es hat Umfragen bei Konsumenten zur Bedeutung von Werbesprüchen gegeben – ein berühmtes Beispiel ist die Parfümeriekette Douglas, die mit ‚come in and find out‘ geworben hat. Was von vielen deutschen Konsumenten als ‚komm rein und finde wieder heraus‘ übersetzt wurde. Allen Ernstes. Ein noch deutlicheres Beispiel war der Sat1-Slogan ‚powered by emotion‘, den viele Deutsche als ‚Kraft durch Freude‘ übersetzt haben. Man hat den Spruch daraufhin sang- und klanglos abgesetzt, und jetzt heißt es: ‚Sat1 zeigt's allen‘. Auf gut deutsch.

Sie behaupten, dass auch das Internet zu einer Ausbreitung von sprachlichen Irrtümern beiträgt. Wie funktioniert die Verbreitung von Fehlern übers Netz?

Das Medium Internet hat vielen Menschen die Möglichkeit gegeben, sich in schriftlicher Form zu verbreiten, öffentlich zu werden. Menschen in den 60er, 70er Jahren hätten nie die Gelegenheit gehabt, sich einem breiten Publikum gegenüber in dieser Form schriftlich zu artikulieren. Nehmen wir Ebay als heute erfolgreichste Verkaufsplattform im Internet: Da preist jeder Kunde sein Produkt mit seinen eigenen Worten, in seiner eigenen Orthographie an. Da findet man die haarsträubendsten Beispiele. Früher gab man Anzeigen in einer Zeitung auf, die von redaktionellen Mitarbeitern zumindest von den allerschlimmsten Rechtschreibfehlern bereinigt wurden. Im Internet fehlt so eine Instanz. Da kann jeder so schreiben, wie er glaubt, dass es richtig sei. Und auf diese Weise verbreiten sich eben auch falsche Schreibweisen. Der eine guckt vom anderen ab und denkt: Aha, es scheint dann wohl so zu sein. Und schon entstehen gedanklich Regeln, die es so nie gegeben hat, und verbreiten sich.

Eine gepflegte Sprache wird mit einem gewissen Stil verbunden, der sich auf andere Lebensbereiche ausdehnt. Worauf legen Sie einen ähnlichen Wert wie auf die Sprache?

Umgangsformen insgesamt sind mir wichtig; gewisse Formen der Höflichkeit. Es wird noch lange dauern, bis sich das Thema Sprache für mich erschöpft hat, denn ich lerne ja ständig Neues dazu und werde mit Phänomenen konfrontiert, von denen ich mir noch vor zwei Jahren gar nicht hätte träumen lassen. Aber vielleicht werde ich mich eines Tages dem großen Themenkomplex Verhalten und Benimm zuwenden und einen aktualisierten Katalog schreiben. Wann man etwa jemanden im Gespräch unterbrechen darf, ist den wenigsten bewusst. Gerade in Talkshows oder in politischen Diskussionen scheint es geradezu ein Sport zu sein.

Hat sich Ihr Verhalten dadurch verändert, dass Sie ein Publikum haben? Ist Ihnen dieser Rollenwechsel von Anfang an leicht gefallen?

Mein Weg zu dem, was ich heute bin, war nicht gradlinig. Es ist bereits ein Ausnahmefall, dass jemand, der Dokumentationsjournalist ist und in der Schlussredaktion arbeitet, plötzlich in die schreibende Zunft wechselt – und dann auch noch mit einem Bucherfolg aufwarten kann. Aber ein gewisses Talent zur Unterhaltung hatte ich immer schon, und das bricht sich jetzt Bahn. Viele Menschen, die mich ein Leben lang kennen, sagen mir: „Bastian, das überrascht mich gar nicht.“ :::

Bibliografie

Zwiebelfisch

[Spiegel Online-Kolumne, seit 2003]

Der Dativ ist dem

Genitiv sein Tod (2004)

Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod, Folge 2 (2005)